

»Alles ist Blatt«

»Und durch diese Einfachheit wird die größte Mannigfaltigkeit möglich«. Im öffentlichen Garten der Villa Julia, gleich an der Reede von Palermo, kam Goethe am 17. April 1787 zur Entdeckung der Urpflanze, die er später mit obigen Worten zusammenfaßte (LA II 9A: 58). Dieses damit ausgesprochene Allgemeine fand er gerade am Besonderen. Denn

»Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle.« (M. u. R. 558)

Nicht ein allgemeines, im eigenen Bewußtsein aus Millionen Blättern konstruiertes Blatt war für Goethe das Urblatt aller Blätter, sondern am konkreten Blatt eines Busches im sizilianischen Stadtpark nahm er die in demselben lebende Potentialität wahr, sich in noch ganz andere Blattformen, eben in Verwandlungen, ausgestalten zu können. Wer in Goethes Auffassung des Pflanzenblattes und der Urpflanze eine transzendente Idee hineininterpretiert, vergeht sich an ihm. Die Trennung zwischen der Wesensidee als dem Wesentlichen und der hinfälligen Erscheinung als der unwesentlichen Vergänglichkeit, wie sie die eleatischen Vorsokratiker und ein falsch verstandener Platonismus dem Abendland als eine Krankheit eingepflanzt hatten (STEINER 1897, 1899), war Goethe im Kern zuwider. So sprach er schon in dem berühmten Gespräch mit Schiller nach seiner Rückkunft aus Italien, wo ihm dieser die Entdeckung der Urpflanze als eine emp-

¹ Meiner alten Schule, der Rudolf-Steiner-Schule in Wuppertal, in Dankbarkeit gewidmet.

fangene Idee einreden wollte, nicht mehr von der »Urpflanze« , sondern von einer »symbolischen Pflanze«, die er ihm mit wenigen Strichen auf dem Papier entwarf. Das »Symbolum« ist wörtlich der »Zusammenfall« von Erscheinung und Idee und in eben diesem Sinne Goethes Überwindung des antiken Dualismus (HABEL 1981).

Keine naturwissenschaftliche Entdeckung Goethes ist so rasch von den Fachvertretern aufgegriffen worden wie die Entdeckung der durchgängigen Metamorphose der Blätter der höheren Pflanzen (SCHAD 1969, 1999). Aber was ist mit den Lebermoosen, den Flechten, Pilzen, Tangen und Algen? Hier kann doch im Sinne klarer Homologien von »Blatt« noch keine Rede sein! Dieses Dilemma löste die nachfolgende Botanikergeneration auf ihre Weise, voran durch Matthias SCHLEIDEN (1838), indem als das gemeinsame Grundorgan aller Pflanzen nicht mehr das Blatt, sondern die Zelle deklariert wurde. Sie galt nun als Urpflanze, ja als Urganismus überhaupt und die sichtbare Pflanze nur noch additiv als Zellenstaat, die mikroskopische Pflanzenanatomie als botanische Grundwissenschaft und die Zellenlehre als der gemeinsame Boden aller Lebenswissenschaften, gleich ob Einzeller, Pflanze, Tier und Mensch.

Seit dem Vorschlag von Lynn MARGULIS (1993), die Zelle keineswegs mehr als Elementarorganismus, sondern als eine Symbiose von Prokaryonten und Retroviren anzusehen, häufen sich die Beweise dafür aus der Molekularbiologie. Hinzu kommt, daß das Vorkommen von kernlosen Zellen (Bakterien, Blaualgen), zweikernigen »Zellen« (Ciliaten, höhere Pilze) und vielkernigen Plasmen als Plasmodien (Schlauchalgen, Schleimpilze und Algenpilze) oder als Syncytien (quergestreifte Muskulatur, Syncytiotrophoblastgewebe etc.) die »Allgemeine Zelltheorie« schon immer relativiert hat (SCHAD 1989). Die Zelle ist keine »Urpflanze«, wie immer eine solche auch erwartet wird.

Andreas Suchantke ist diesen Fragen um die Urpflanze und dem Urblatt in seinem Aufsatz »Das Blatt – „der wahre Proteus“« 1983 nachgegangen. Er fragt, was kann Goethe unter »Blatt« verstanden haben, wenn er selbst Stengel und Wurzel der höheren Pflanze als umgewandelte Blattorgane bezeichnet hatte.

»Ein Blatt, das nur Feuchtigkeit unter der Erde einsaugt, nennen wir Wurzel. ... Ein Blatt, das sich gleich[ermaßen] ausdehnt, einen Stiel, Stengel.«

Das widerspricht dem Denken in Homologien eines angebbaren Typus. Suchantke bezeichnet die Unterscheidung von Homologie und